

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 25. 1899.

Jessie's Vormund.

Roman von Hans v. Helldringen.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verboten.)

„Ich fürchte,“ sagte Simon Jefferson, „Du wirst eine alte Jungfer werden, denn wie ich die Welt kenne, machen es alle Männer so. —

Rein, Jessie, erwiedere nichts, Du kennst die Welt nicht. Sie ist anders, als sie sich ein achtzehnjähriger Mädchenkopf träumt. Wenn Du erst älter bist, wenn sich Deine Ideale erst in Schaum und Dunst aufgelöst haben werden, wirst Du mir Recht geben. Aber lassen wir alle diese Nebensachen jetzt bei Seite und kommen wir auf die Hauptsache, Jessie, auf Deine Gesundheit —“

„Ja, Onkel,“ entgegnete Jessie.

„Du mußt wissen, daß diese meine größte Sorge ist. Ich wollte vorhin, wie ich Dein kleines Sündenregister zusammenstellte, nur deutlich machen, wie wenig konsequent Du in Deinen Ideen und inselgedessen in Deinem Handeln bist. Ich bin gewiß der Letzte, der Dir einen Vorwurf daraus macht, denn ich weiß, wo es fehlt, ich weiß, daß Du leidend bist.“

„Nun, mit der Zeit, Onkel, hoffe ich doch auf Besserung.“

„Vorstausend, natürlich. Das hofft ein Jeder. Damit aber diese Hoffnung nicht getäuscht werde, muß man ernstlich und ohne Launenhaftigkeit an Deine Heilung denken. Du siehst, wie wenig Fortschritte Deine Gesundheit in der letzten Zeit gemacht hat, ich möchte sie fast Rückschritte nennen.“

„Es wird sich schon machen, Onkel.“

„Davon bin ich überzeugt, nicht aber davon, daß Doktor Strehlen die richtige

Methode bei Dir angeschlagen hat. Und deshalb habe ich heute einen anderen Arzt mitgebracht, den Doktor Nathaniel Commins von Halssea-Castle, einen der tüchtigsten Nervenärzte Englands. Er ist unten, und ich bitte Dich, Jessie, ihn zu empfangen und mit ihm zu reden. Was weiter zu geschehen hat, wird man ja dann besprechen.“

Jessie war wirklich krank, und sie fühlte das auch sehr wohl. Welcher Kranke aber greift nicht nach Heilung, wenn und wo immer sie sich bietet?

So ließ sie also Doktor Nathaniel Commins von Halssea-Castle zum Lunch einladen und versprach ihrem Onkel, mit dem Arzt zu sprechen.

Als die Unterredung so weit gediehen war, athmete Simon erleichtert auf und erhob sich. Er wollte sich zurückziehen, um, wie er sagte, noch vor dem Frühstück einige nothwendige Schriftstücke aufzusehen, und verabschiedete sich deshalb von seiner Nichte.

Doktor Strehlen war freilich nicht der Mann, der sich von allerhand Neuzerlichkeiten und schmeichlerischen Manieren täuschen ließ. Er hatte in der Welt gelernt, sich seinen Mann genau anzusehen, und hatte inselgedessen wohl eine ungefähre Idee von dem, was hier vorging. Gleichwohl war seine Stellung eine äußerst schwierige. Er hatte herzliches Mitleid mit seiner Patientin, aber seine einzige Berechtigung, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen, war die des Arztes, und reichte nicht weit. Wenn er hin und wieder sich einmal hinreißten ließ, gleichsam einem inneren Drange folgend, darüber hinauszuweichen, so hatte er das in der Folge immer als eine große Unvorsichtigkeit zu bereuen. Seine Gegner nutzten das regelmäßig aus, indem sie ihn verdächtigten, als ob er unerlaubte Ziele verfolge, als ob es ihm weniger um das Wohlergehen Miß Jefferson's als vielmehr darum zu thun wäre, selbst Herr in Westhampton-Court zu werden. — Nichts konnte sowohl seiner Gewissenhaftigkeit und Lauterkeit, wie auch dem Rufe



Fiammetta. Nach einem Gemälde von S. Knöchel. (S. 195)

des nicht nur seiner Armenpraxis mit wahrer Menschenfreundlichkeit obliegenden, sondern auch in guten Kreisen vielbeschäftigten Arztes unangenehmer und widerlicher sein, als solche Verdächtigungen. Es ging um seine Ehre nicht nur, sondern auch um seine Praxis. Und dabei traten diese Verdächtigungen auf wie Nebel am Abend. Man wußte nicht, woher sie kamen und wie sie kamen; nirgends waren sie zu fassen. Wenn man sich ihm gegenüber gestellt hätte, Mann gegen Mann, das wäre etwas Anderes gewesen. Dann hätte man bald wissen sollen, was Doktor Helmut Strehlen war. Aber immer nur Redensarten, Verbeugungen, Höflichkeiten — nirgends ein gerades Wort — was war da zu machen?

Wäre er seiner Sache sicher gewesen, hätte er gewußt, daß Jessie ihn liebte, wie er sie liebte, so hätte er wohl auch gewußt, was zu machen war; aber so glaubte er nicht aus einer gewissen Reserve, deren Grenzen ihm Ehre und Beruf zogen, heraustreten zu dürfen. Er glaubte schon ein Uebriges gethan zu haben, daß er bis zum Essen auf dem Gute blieb, aber er that das, weil er wissen wollte, worauf denn die Herren nun eigentlich abzielten.

Die Vorstellung des Doktor Commins, kurz vor Tisch, erfolgte in hergebrachter Weise. Jessie benahm sich dabei sehr kalt, sehr höflich, sehr vornehm, wie das ihre Manier fremden Leuten gegenüber überhaupt war. Doktor Commins that sehr gelehrt, sehr praktisch und sprach sehr viel. Sein Prospekt über die herrliche Luft und Lage von Halssea-Castle, den er natürlich auswendig konnte, mußte wieder sehr herhalten, und er erreichte denn auch, daß sich die Zuhörer die Lage von Halssea-Castle als eine paradiesische vorstellten.

„Sie glauben nicht,“ plauderte Doktor Commins gemüthlich, „was ich bei nervös angegriffenen und erregten Personen in Halssea-Castle oft schon nach einem Aufenthalt von wenig Wochen für überraschende Erfolge erzielt habe. Auch die empfindlichsten, rebellischsten Nerven beruhigen sich in der dortigen herrlichen Einöde.“

„Wo liegt Halssea-Castle, Sir?“ fragte Miß Jessie.

„In Süd-Schottland, genau drei und eine halbe Meile von Greetown, an der Wigtownbai. O, eine herrliche Lage, wie geschaffen von der gütigen Natur zur Gesundheit kranker, überreizter Nerven.“

„Ich würde Dir anrathen, das Sanatorium des Doktor Commins einmal anzusehen, Jessie,“ sagte Simon Jefferson, „und wäre es auch nur zur Beruhigung Deiner Angehörigen. Es wäre doch unverantwortlich, wenn man eine derartige vorzügliche Heilanstalt so nahe hat und unbeachtet läßt. Ein Versuch schadet in solchen Fällen nie.“

„Was sagen Sie dazu, Doktor Strehlen?“ fragte Jessie wieder, genau in demselben Ton und in demselben Silbenfall, wie sie mit Doktor Commins sprach.

„Wenn Sie einen Versuch machen wollen, Miß Jefferson, so läßt sich meines Erachtens dagegen vernünftigerweise nichts sagen. Ich kenne Schottland zu wenig, und insbesondere Halssea-Castle kenne ich gar nicht. Ich kann und will also nicht entscheiden, ob es Ihnen nützen kann. Entscheiden Sie darüber selbst.“

„Dazu müßte man es kennen,“ erwiderte Miß Jessie.

„Ich würde es mir zu einer außerordentlichen Ehre schätzen,“ meinte Doktor Commins rasch, „Sie, solange es Ihnen beliebt, bei mir zu beherbergen, sei es selbst nur auf einige Stunden oder auf Tage, Wochen oder Monate. Einen Erfolg glaube ich nach den bisher gemachten Erfahrungen in fast sichere Aussicht stellen zu können.“

Jessie überlegte. Doktor Commins sah Jefferson erwartungsvoll an.

„Wann reisen Sie wieder zurück, Herr Doktor?“ fragte Simon.

„Ich kann schon morgen, kann aber auch erst übermorgen oder nächste Woche fahren, je nachdem.“

„Es würde natürlich nicht angehen,“ fuhr Simon fort, „daß meine Nichte allein in Ihrer Begleitung reist, und wenn sie sonst Lust hat, sich die Sache anzusehen, so will ich sehen, daß ich mich für Ende der Woche auf einige Tage frei machen kann. Ich würde dann der größeren Sicherheit halber mitfahren. Was meinst Du dazu, Jessie?“

„Ich will mir gern Halssea-Castle einmal ansehen,“ antwortete Jessie endlich. „Ansehen!“ betonte sie dann noch einmal schärfer, um ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen. „Das Uebrige wird sich ja dann finden.“

„Natürlich, natürlich,“ bekräftigte Doktor Commins eifrig, „und wann befehlen Sie zu reisen?“

„Was meinst Du, Onkel?“

„Um! Etwa morgen Abend oder übermorgen Früh.“

„Gut. Lassen wir es bei morgen Abend.“

Einmal entschlossen, wäre Jessie am liebsten sofort abgereist. Wie alle Kranken, meinte sie der in Aussicht gestellten Heilung nicht rasch genug habhaft werden zu können.

14.

Vor dem Newgategefängniß in Old Bailey standen, wie fast immer, eine Anzahl Leute, denen es Spaß machte, zuzusehen, wie die im Laufe der Nacht hier und da aufgestellten dunkeln Gestalten oder verhafteten Verbrecher abgeliefert werden, oder die Ankunft von „Ihrer Majestät Staatswagen“, wie das Volk von London die Gefangenen-Transportwagen nennt, abzuwarten. Zwischen elf und zwölf Uhr Vormittags kam endlich auch einer von „Ihrer Majestät Staatswagen“, und zwar hielt dieser nicht, wie gewöhnlich, vor dem niedrigen Eingang zum Newgategefängniß, sondern fuhr noch einige hundert Schritt weiter nach Old Bailey, wo der Eingang in die Gerichtshöfe sich befand.

„Das sind „schwere Jungen“, sie kommen nach Old Bailey,“ rief Einer aus der Menge, und sofort setzte sich der ganze Troß in Trab, um dem Wagen zu folgen.

„Sind es Diebe? Sind es Mörder?“ fragte man sich gegenseitig, und Andere antworteten: „Vielleicht beides.“

Endlich hielt der Wagen, und aus demselben stiegen unter den Bemerkungen der Umstehenden der Schreiber Jones, Riggs und Bob Dryful. Sie waren mit Handschellen aneinander gefesselt, so daß Jones, als er den Wagentritt herunterstieg, mit erhobenem Arm unten warten mußte, bis sein Rettungsgenosse nachkam.

Zuletzt stieg der gute, ehrliche Bob aus. Er wagte nicht, den Blick zu heben, um irgend Jemand anzusehen, wischte sich mit dem einen noch freien Ärmel hin und wieder die Thränen aus den Augen und schluchzte heimlich und verstohlen auf. Wenn seine Mutter ihn so gesehen hätte! Allmächtiger Gott, die wäre auf der Stelle gestorben. So rasch es ging, suchte er sich den Blicken der umherstehenden Neugierigen zu entziehen und hinter dem schweren, eisenschlagenen Thor, das ihm gemacht zu sein schien, um alle Welt hinein- und Niemand wieder herauszulassen, zu verschwinden.

Im Innern wurde der Transport von einem Mann in einem langen, bis über die Knie reichenden schwarzen Rock und hohen Stiefeln empfangen. Ihr Begleiter gab dem Mann einige Papiere, worauf dieser dann sagte: „In Sachen Finding. Gut. Numero 192, Sir.“

Nun ging die Reife weiter, Trepp auf, Trepp ab, über Säle und Korridore, wo einzelne Polizisten standen, die alle an den drei Gefangenen

ein großes Interesse zu haben und nur darauf zu warten schienen, daß einer von ihnen einen Fluchtversuch machte.

Endlich standen sie vor Numero 192. Als sie eintraten, sagte ein Beamter, der hinter einem Holzgitter an einem Pulte saß: „Da sind sie.“

Nun ja, da standen sie, elend niedergebrückt, auf dem Wege in's Gefängniß, in's Zuchthaus oder zum Galgen. Gott allein wußte, was sie für Aussichten hatten, aber schön waren sie nicht. Sie waren aus den Betten geholt worden, die ganze Nacht hin und her geschickt, verhört und protokolliert worden — nun waren sie also da, in dem trockenen, staubigen Altenlokal mit den weißgetünchten Wänden und dem stark vergitterten Fenster.

„Um!“ machte ein anderer Mann, den Bob bisher noch nicht gesehen hatte. Es war ein Mann mit einem steifen weißen Halstuch, schwarzem gewöhnlichen Anzug und weißen Zwirnhandschuhen. Er hatte kleine, bewegliche, schlaue Augen von unbestimmter Farbe, röthliche Haare und war glatt rasirt. Seinen Hut, einen hohen schwarzen Cylinder, hatte er zwischen die Beine auf den Boden gestellt.

„Wollen Sie mit den Leuten reden, Inspektor Snuggs?“ fragte der Mann hinter dem Holzgitter.

„Bitte, nach Ihnen, Herr Untersuchungsrichter,“ erwiderte der Mann höflich, langsam und sehr deutlich.

Es wurden nun zunächst die Personalien der drei Verhafteten verlesen, wie sie beim ersten Verhör von der Polizei aufgenommen worden waren. Woher, wie alt, wer Vater und Mutter war, Gewerbe, Religion, ob vorbestraft oder nicht, politische Zugehörigkeit, augenblicklicher Aufenthalt und vieles Andere war auf großen Aktenbogen sauber aufgeschrieben worden. Ganz zuletzt standen noch die Worte: „Zeugnen alle Drei.“

Dann sagte der Untersuchungsrichter streng und drohend: „Sie wissen vermuthlich, weshalb Sie hier sind? Sie stehen unter dem dringenden Verdacht des Raubmordes, begangen an dem Rechtsanwalt James Finding in Lincolninn. Ich ermahne Sie, hier nur die Wahrheit zu sagen. Glauben Sie nicht, sich in Ihrer Lage durch eine Lüge zu verbessern. Ganz das Gegenheil werden Sie erreichen. — Zuerst zu Ihnen, Schreiber Jones.“

„Erlauben Sie, Herr Untersuchungsrichter?“ sagte Mr. Snuggs.

„Bitte, Herr Inspektor.“

„Ich wünschte, daß Sie die drei Verhafteten separat vernähmen.“

„Gut. Winner, führen Sie die Beiden da einstweilen in die Detentionszelle.“

Bob und Riggs wurden nun von ihrem dritten Leidensgefährten getrennt und von dem Manne, der sie hierher gebracht hatte, wieder hinausgeleitet. Darauf fuhr der Untersuchungsrichter, sich wieder zu Jones wendend, fort:

„Also, Jones, Sie sind verdächtig, in Gemeinschaft mit Riggs Ihren Brodherrn, den Advokaten Finding, umgebracht zu haben. Erzählen Sie mir also zunächst, wie die Sache war.“

„Ich weiß von gar nichts, Sir. Ich habe geschlafen, und als ich aufwachte, war Mr. Finding schon todt. Ich kann also nicht dabei betheilig gewesen sein.“

„Sie wollen uns doch nicht weiß machen, Jones, daß ein Mensch schlafen kann, während im Nebenzimmer ein Anderer erdolcht wird. Ich bitte mir also aus, daß Sie mir nur Sachen erzählen, die glaubhaft sind.“

„Ich erzähle, bei meiner Seele, nur, was wahr ist, Sir,“ jammerte der unglückliche Schreiber.

„Und Sie wollen von der ganzen Sache nichts gehört haben? Nichts wissen?“

„So wahr ich lebe, nicht das Geringste, Sir.“

„Haben Sie nicht gesehen, daß Riggs den Stoß geführt?“

„Nein, Sir. Als ich von dem Schrei des Mr. Riggs aufwachte, stand dieser an den Thürpfosten gelehnt, und Mr. Finding lag schon todt in seinem Zimmer.“

„Sie wollen also nicht nur sich selbst, sondern auch Riggs herausreden. Wieviel hat Ihnen denn dieser dafür versprochen, Jones?“

„Er hat mir nichts versprochen, nicht einen Penny, Sir, so wahr ich hier stehe.“

„Keinen Penny? Nein, aber vielleicht tausend Pfund, Jones.“

„Nein, bei Gott, nichts, Sir,“ heulte der Schreiber.

„Jones,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort, „Ihr Prinzipal ist mit einem Dolchstoß im Rücken gefunden worden. Wie stellen Sie sich vor, daß das zugegangen ist?“

„Ich weiß es nicht.“

„Das geschieht aber doch nicht von selbst. Es muß doch jemand dagewesen sein.“

„Ich habe Niemand, außer Mr. Dryful, gesehen.“

„Aha! Also dem wollen Sie es in die Schuhe schieben, um sich und Riggs zu entlasten. Mein Lieber, mit solchen Märchen kommen Sie hier nicht durch. Sie kommen in Einzelhaft, Jones, merken Sie sich das. Ich fordere Sie aber nochmals auf, die reine Wahrheit zu sagen. Reden Sie, Jones, und heulen Sie nicht so. Sie verstellen sich ja doch bloß. Wie war's?“

„Ich weiß es bei Gott nicht, Sir,“ betheuerte der Schreiber wieder.

„Haben Sie den Mann noch etwas zu fragen, Mr. Snuggs?“

„Wenn Sie erlauben, Herr Untersuchungsrichter,“ erwiderte dieser.

„Bitte, Sir.“

Snuggs stand auf, sah sich den Schreiber scharf von allen Seiten an und fragte dann plötzlich und heftig: „Um welche Zeit fanden Sie den Körper Mr. Finding's? Aber kommen Sie mir nicht mit Ihrem albernem „Ich weiß es nicht“. Sie wissen es sehr wohl.“

„Ja, Sir. Ich weiß das. Es war kurz vor halb elf Uhr.“

Snuggs sah in einen Bericht der Auffindungskommission. Die Zeit stimmte offenbar mit der im Bericht angegebenen überein.

„Sie haben den Körper sofort angefühlt, Jones? Haben Sie nicht?“

„Ja, Sir. Ich glaubte, er wäre noch nicht todt.“

„Gut. Der Körper war noch warm. He?“

„Ja, Sir.“

„Und das Blut auch?“

„Ja.“

„Also der Tod konnte frühestens eine Viertelstunde vorher eingetreten sein. Nicht?“

„Ich glaube wohl, früher auf keinen Fall.“

„Und Sie haben Mr. Riggs nicht kommen hören?“

„Nein, Sir.“

„Wenn also noch ein Anderer dagewesen wäre, so müßten sie sich doch begegnet sein. Meinen Sie nicht?“

„Das wäre wohl möglich.“

„Und Sie haben auch nicht gehört, wann Mr. Dryful fortgegangen ist?“

„Nein, Sir.“

„Das ist ja ein unglaublich gesunder Schlaf, mein Lieber. Und wir sollen daran glauben? — Mr. Wimmer,“ wandte sich der Inspektor jetzt an den Polizisten, „führen Sie den Mann jetzt in Einzelhaft und bringen Sie Bob Dryful her.“

Gleich darauf erschien Bob.

„Nur eine Frage,“ sagte Snuggs zu dem Pächter, „aber eine ehrliche Antwort, Mr. Dryful. Ehrlich oder gar keine. Wann sind Sie gestern Abend aus dem Bureau Finding's fortgegangen?“

„Das muß gewesen sein zwischen halb und dreiviertel auf zehn Uhr.“

„Genauer können Sie es nicht angeben?“

„Nein, Sir.“

„Und Sie können nachweisen, daß Sie nicht später in Finding's Bureau waren?“

„Ja, Sir, ich glaube das nachweisen zu können, weil ich noch vor zehn Uhr zu Hause war.“

„Ah so! Man hat Sie zu Hause gesehen, ehe es zehn schlug?“

„Ich hoffe es, Sir. Ich werde die Zeugen angeben.“

„Wir werden sie hören. Noch Eines! Sie weckten den Schreiber, ehe Sie in das Zimmer des Advokaten hineingingen, und ließen ihn schlafen, als Sie wieder herauskamen. Was halb?“

„Als ich kam, weckte ich ihn, damit er mich anmelde, als ich ging, hatte ich keinen Grund, ihn zu wecken, und ließ ihn schlafen.“

Snuggs bohrte nachdenklich seine zwei Zeigefinger gegeneinander.

„Nun, Mr. Dryful,“ fuhr der Inspektor dann fort, „passen Sie genau auf. Nun haben Sie sich eine Finte ausgedacht und im ersten Verhör angegeben, Sie hätten im Hausflur Finding's noch einen Mann getroffen, den Sie aber nicht gekannt hätten. Sie müssen sich doch selbst sagen, daß, wenn einem Kriminalisten solche unbestimmte Angaben gemacht werden, diese auf den, der sie macht, zurückfallen. Wer, zum Henker, soll denn das glauben, daß Sie dort einen Mann getroffen hätten?“

„Was hätte ich denn für einen Grund, es zu sagen?“ fragte Bob unschuldig und treuherzig.

Snuggs beobachtete seinen Mann, als ob er ihn hätte überfallen wollen.

„Welchen Grund, Mr. Dryful? Ei, Sie wollen sich damit herausreden und Ihre Schuld auf den „großen Unbekannten“ schieben. Die Finten kennen wir. Sagen Sie wenigstens, daß es Mr. Riggs war, den Sie gesehen haben.“

„Gott bewahre mich davor, einen Menschen unschuldig in's Unglück zu bringen. Es war Mr. Riggs nicht, Sir; der Mann, den ich gesehen habe, war viel stärker.“

„Viel stärker? Hatte er einen Bart?“

„Das ist möglich, aber ich möchte es nicht behaupten. Denn erstens war es finster, und zweitens schien es mir, als wenn der Mann den Kopf in die Höhe geschlagen gehabt hätte.“

(Fortsetzung folgt.)

Fiammetta.

(Mit Bild auf Seite 193.)

In der Zeit der Renaissance, die alle Künste in Italien zu neuer prächtiger Blüthe brachte, haben verschiedene Dichter des Landes, wo die Citronen blühen, holde Mädchen und Frauen unter dem Phantasiennamen „Fiammetta“ — Flämmchen — besungen. Er schien jenem farbenfrohen, von Lebenslust überschäumenden Zeitalter etwas Heiteres, Lichtvolles und Zierliches zu bedeuten — ein Wesen, das wie ein flüchtiger Sonnenstrahl hinführt, gleich einem Flämmchen zart und beweglich ist, und, einem Zerknirschten ähnlich, sein neckisches Spiel treibt. Durch solche Erinnerungen beeinflusst, hat auch H. Knödel, der Maler des Bildes, von dem wir auf S. 193 eine Holzschnittabbildung geben, den darauf dargestellten reizenden Frauentopf Fiammetta getauft. Aus den anmuthigen Zügen strahlt lachende, neckische Lebensfreude. Die großen, strahlenden Augen, der leicht geöffnete Mund, der die schimmernden Perlenzähne sehen läßt, die liebliche Rundung des Gesichts, Alles kündigt frohe Lust am Dasein. Den heiteren Spiegel dieser Seele hat offenbar noch kein Ernst des Lebens getrübt, das lebhaft pulsirende Herz noch kein ernstes Leid berührt; Lachen und Scherzen, Glückseligkeit und Beglückewollen — das war bisher das Lebensziel und der Lebensinhalt dieses schönen Wesens. Der Maler hat seine Fiammetta auch in das Gewand jener Zeit gekleidet, das neben einer gewissen

phantastischen Reiztheit keinen künstlerischen Geschmack, Reichthum und Freude an glanzvoller Erscheinung athmet. So erscheint sie uns als eine echte Verkörperung der Renaissance, mag dies „Flämmchen“ auch immerhin nach einem jetzt lebenden Modell geschaffen sein, denn Fiammettas gibt es heute wie damals, als Ariost und Tasso lebten und sangen.

Nächtliche Jagd mit dem Büffel in Indien.

(Mit Bild auf Seite 196.)

Auf eine höchst merkwürdige Art jagen die Eingeborenen mancher Gebiete in Indien nächtlicher Weile mit Hilfe eines Büffels. Diesen kennen die zahmen Waldthiere als harmlose, die wilden, wie die Panther, lockt er, und dem Jäger gibt er durch seine große Gestalt Deckung. Damit der Büffel aber in den tiefen nächtlichen Schatten der Urwälder bemerkt werden kann, wird er beleuchtet. Das geschieht durch ein forbartiges Geflecht oder einen Kasten, der nach einer Seite offen ist. Darin brennen Fackeln, die das Licht durch die offene Seite in den Wald werfen, das die Thiere anlockt, während Jäger und Führer im Dunkeln bleiben. Auch wird eine um den Hals des Büffels gehängte Glocke geläutet, um die Thiere aufzuschrecken, während Führer und Jäger gebückt hinter dem runden Leib des Büffels lauern. Bald tauchen auch durch den Lärm und das Licht angelockte Thiere auf: Hirsche, Wildschweine und die großen fagenartigen Thiere. Der Glockenklang macht sie neugierig, das Licht verdunstet und blendet sie. Das Wild steht da und lauscht und starrt auf das Feuer (siehe unser Bild auf S. 196). Diesen Augenblick muß der Jäger zum sicheren Schuß benutzen. Ist die Beute geholt, dann geht man mit dem Büffel in eine andere Gegend des Waldes, wo seine Erscheinung noch neu ist.

Kolonie Blumenau.

Erzählung von Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

In dem norddeutschen Dorfe Blumenau wohnte der wohlhabende Bauer Asmus Wenk, dessen älteste Tochter Magdalene für das schönste Mädchen in der ganzen Gegend galt. So war's denn kein Wunder, daß Wenk's Oberknecht Peter Harns, ein stattlicher Bursche, sich in die Magdalene verliebte. Ihr Vater aber war damit durchaus nicht einverstanden, denn Peter war arm und gehörte auch gerade nicht zu den Klügsten, wie man im Dorfe behauptete. Und deshalb sagten die Leute: „Der Dumme hat's Glück!“ — als der verliebte Knecht, der ein Achtel in der Lotterie spielte, einen Treffer von fünftausend Mark machte. Peter hielt sich nun für reich genug, um es wagen zu dürfen, jetzt ernstlich um Lene's Hand anzuhalten.

War ihm das Glück im Lotteriespiel günstig gewesen, so war es ihm doch nicht ebenso hold in der Liebe, wie er zu seiner Betrübnis erfahren mußte. Denn der stolze Bauer wies ihn ab und zahlte ihm den Lohn aus, um ihn sogleich los zu werden aus dem Hause und auf solche Art der Liebelei ein jähes Ende zu machen. Lene's Jammer, denn sie liebte den braven Peter, rührte ihren Vater nicht. Der junge Mann, dem so das Leben in Deutschland vergällt war, beschloß, nach Amerika auszuwandern.

In Hamburg nahm er Ueberfahrt auf einem der großen Auswandererschiffe. Aus Sparsamkeitsrückichten wählte er das billige Zwischen-deck. Die Fahrt durch die Nordsee, den Kanal und dann über den Ozean war eine rasche und glückliche; wohlbehalten langte er in New-York an. Unterwegs hatte er sich bemüht, etwas von der englischen Sprache aus einem in Hamburg erkauften Büchlein zu erlernen. Mehr als „yes“ und „no“ und noch etwa zwei Duzend einfacher Redensarten hatte er dabei freilich nicht profitirt. Nun, er hoffte damit schon durchzukommen. Auch gab es ja so viele gute Deutsche in Amerika, welche doch gewiß ihre alte Muttersprache nicht gänzlich vergessen haben konnten.

Darüber wurde ihm bald die freudige Gewißheit, daß er sich in solcher Hinsicht nicht täuschte. Denn als er nach Erledigung aller Formalitäten mit seinem Reisekoffer am Landungsplatz stand, mitten im geschäftigen Menschengewühl, und in seiner Rathlosigkeit weder ein noch aus wußte, da murmelte er halblaut: „Poß

taufend, welches fürchterliche Gedränge! Hier ist's doch noch viel lebhafter, als selbst in Hamburg. So großartig dachte ich mir das gar nicht zu Hause, in Blumenau, wo es so still ist.“

Im selben Augenblick machte sich ein kleiner, sehr wohlgekleideter, freundlich aussehender Herr äußerst gewandt an ihn heran.

„Der Herr ist aus Blumenau im Hannoverschen?“ fragte er deutsch.

„Zawohl,“ antwortete Peter ganz überrascht.

„Komm' an mein Herz, Landsmann!“ rief der kleine Herr wie im Uebermaß des höchsten Entzückens. „Bin nämlich auch ein Hannoveraner!



Nächtliche Jagd mit dem Büffel in Indien. (S. 195)

Heiße Martin Kühn. Bin schon seit zehn Jahren im Lande.“

„Sehr erfreut bin ich, hier so ganz unversehrt einen lieben Landsmann zu treffen. Mein Name ist Peter Harms.“

„Wünsche von Herzen, daß es Euch recht wohl ergehen möge im freien Amerika, mein lieber Landsmann! Habt Ihr schon ein Logis gewählt?“

„Noch nicht. Die Wahrheit ist, ich weiß nicht recht, wohin ich gehen soll.“

„Wie glücklich bin ich, Euch mit meinem

Rathe dienen zu können! Man muß sich in New-York sehr in Acht nehmen — es gibt hier so viele Spitzbuben. Ich empfehle Euch dringend das vortreffliche Boardinghaus „Zum deutschen Vaterland“. Es ist hier ganz in der Nähe, und der Wirth ist ein Deutscher.“

„Wie herrlich sich das trifft! Wollt Ihr so gut sein, mich sogleich dorthin zu führen?“

„Mit dem allergrößten Vergnügen! Und dann trinken wir zusammen ein Gläschen oder zwei auf die glückliche Ankunft und das fernere Wohlergehen.“

„Gewiß!“ rief Peter vergnügt. „Aber auf meine Kosten geht's, das versteht sich.“

Er faßte seinen kleinen Reisekoffer bei dem einen Henkel, worauf mit ungemeiner Dienstfertigkeit der freundliche Landsmann den anderen Henkel ergriff. So trugen sie den Koffer aus dem Menschengewühl nach einer ruhigen Seitenstraße mit hohen, verwahrlost aussehenden Häusern.

„Was wollt Ihr denn eigentlich in Amerika anfangen, lieber Landsmann?“ fragte der Dienstfertige. „Welches Geschäft betreibt Ihr?“

„Ich bin Landmann, will irgendwo eine kleine Farm kaufen,“ versetzte Peter. „Könnt Ihr mir dabei vielleicht behilflich sein?“

„Gewiß kann ich das. Ich kenne da einen Mr. Stephan Clemens, einen rechtschaffenen Amerikaner von deutscher Abstammung, der auch

deutsch spricht. Er ist ein höchst solider Landagent und hat immer schöne Farmen zu verkaufen, große und kleine. Wie viel Geld könntet



Humoristisches: Der Universalapparat.

Ihr wohl daran wenden?“ fragte der freundliche Helfer theilnehmenden Tones.

„Nun, so etwa achthundert Dollars.“

„Vortrefflich! Da fällt mir eben etwas Herr-

liches ein. Das ist ja beinahe wie ein Wink des Schicksals. Ihr stammt aus dem deutschen Blumenau, da würde es Euch wahrscheinlich auch im amerikanischen Blumenau sehr gut gefallen.“

„Gibt's denn auch ein amerikanisches Blumenau?“ fragte Peter erstaunt.

„Jawohl. Darüber braucht Ihr Euch nicht zu verwundern. In Amerika gibt es ja Hun-

berte von deutschen Ortsnamen. Dahinten im Nordwesten von Pennsylvanien, im Warren-County, in herrlicher Gegend, ist die liebliche Kolonie Blumenau, von wackeren Deutschen gegründet und bewohnt. Ich glaube, es ist da gerade eine nette kleine Farm zu verkaufen, und Clemens hat darüber das Verfügungsrecht.

„Das wäre wohl etwas für mich,“ sagte Peter. „Wo wohnt dieser Agent?“

„Im Boardinghause, wo wir hingehen. Habt Ihr Lust zu dem Kauf?“

„Ueber alle Maßen.“

„Well, es wohnt auch ein deutscher Advokat und Notar oben im Hause, der, wenn das Geschäft richtig zu Stande kommt, sofort die Besitzurkunde ausfertigen kann.“

„Wie außerordentlich bequem man doch Alles in Amerika hat!“ rief Peter entzückt.

„Ja, das ist hier so, Freundchen,“ sprach würdevoll sein Begleiter.

Sie waren vor einem großen düsteren Gebäude angelangt, über dessen Thür die Inschrift prangte: „Zum deutschen Vaterland“. Martin Kühn ging voran, um den Weg zu zeigen, und vertrauensselig folgte ihm Peter Harms in die Räuberhöhle.

Denn eine solche war's. Wirth, Landagent, Advokat und der freundliche Landsmann, der als Schlepper fungirte, steckten alle unter einer Decke. Im Schänzkimmer begrüßte sie der dicke Wirth und sagte, er sei sehr erfreut, daß Harms bei ihm „boarden“ wolle. Ein nettes Zimmer, gute Kost und sonstige Annehmlichkeiten standen zu seiner Verfügung.

„Ist Clemens in seinem Bureau?“ fragte Martin Kühn.

„Jawohl,“ versetzte der Wirth.

„Nun, Freund Harms, so könnten wir ja sogleich zu ihm hinaufsteigen.“

Peter war dazu bereit. Beide stiegen die steile Treppe hinauf und traten in das Bureau des Landagenten, eines schon ältlichen Mannes mit kahlem Schädel und scharfen Habichtsaugen, der an seinem Schreibtisch eifrig zu arbeiten schien.

„Bitte die Herren, Platz zu nehmen,“ sagte er höflich in deutscher Sprache. „Stehe sogleich zu Diensten.“

Der freundliche Landsmann erklärte ihm, um was es sich handle.

„So,“ sprach bedächtig Clemens, „der junge Mann da möchte also die kleine nette Farm in Blumenau kaufen. Denke wohl, daß sie ihm gefallen wird. Habe übrigens schon einen Liebhaber dafür.“

„Wie groß ist die Farm?“ fragte Peter.

Der Agent nahm ein Geschäftsbuch, schlug es auf und las: „Zu verkaufen Ettlinger's Farm in Blumenau, Warren-County, Pennsylvanien, groß zweihundert Acker, davon ein Theil schon in guter Kultur und eingezäunt, gutes Blockhaus nebst Schuppen, dabei ein schöner artesischer Röhrenbrunnen.“ Dann stand er auf und zeigte eine Spezialkarte des Warren-County. Es war darauf die Ortschaft Blumenau richtig angegeben.

„Wie ist der genaueste Preis?“ fragte Peter.

„Acht Hundert Dollars.“

„Ist Vieh und Inventar dabei?“

„Nein. Ei, sonst würde der Preis ja erheblich höher sein. Vieh und Inventar hat der frühere Besitzer verkauft; zur Zeit wird die Farm nicht bewohnt.“

„Warum wollte er die Farm nicht behalten?“

„Ettlinger war ein wunderlicher, eigenfinniger Mensch; er konnte sich nicht recht mit den anderen Kolonisten vertragen. Fort wollte er nach Illinois oder Wisconsin. Er bat mich, ihm die Farm doch wieder abzukaufen. Ich that's, natürlich mit einigem Profit.“

„Acht Hundert Dollars ist ein sehr billiger Preis!“ rief Martin Kühn. „Ich kenne die

Farm, denn ich war 'mal da im Warren-County. Es ist eine paradiesisch fruchtbare Gegend.“

„Das Grundstück so auf's Gerathewohl zu kaufen, ist doch eine eigene Sache,“ meinte Peter Harms mit einem Rest von bäuerischer Vorsicht. „Ich habe wohl Lust, das Geschäft zu machen, möchte aber doch erst gern die Farm sehen.“

Der Landagent war natürlich gerieben genug, um Peter's Absicht zu hintertreiben.

„Gewiß,“ sagte er mit anscheinender Gleichgültigkeit, „das müßtet Ihr ja eigentlich thun. Es ist nur Eines dabei zu bedenken, was Eure Besichtigungsreise vielleicht vergeblich machen würde.“

„Was denn?“

„Ich sagte ja schon, ich hätte bereits einen anderen Käufer. Der Mann ist aus der dortigen Gegend; seit einigen Tagen hält er sich hier auf. Er hat siebenhundertsechzig Dollars geboten; das ist mir zu wenig. Denke aber, er besinnt sich noch. Wenn er also kommt und achthundert Dollars zahlen will, so ist die Farm sein.“

„Ich verstehe,“ rief der einfältige Peter, ganz besorgt, daß ihm der Handel mißlingen könnte. „Um, ich müßte also rasch mich entschließen, um die Farm in Blumenau zu erlangen.“

„So ist's.“

„Wohl, es sei. Ich kaufe die Farm für achthundert Dollars.“

„Das ist schön. Wünsche recht viel Glück dazu! Bitte, Freund Kühn, seid so gut und holt den Notar Meyer.“

Der freundliche Landsmann entfernte sich eilends und kam nach einer Minute mit dem Advokaten zurück, der wie ein würdiger Kumpan des Landagenten aussah.

Der Verkauf wurde nun notariell abgeschlossen. Peter zahlte den Kaufpreis. Der Advokat prüfte mit ernster Würde den Besitztitel, die Verkaufs- und Uebertragungsurkunde, und sagte dann: „Der Besitztitel ist gesetzlich ganz in Ordnung. Die Uebertragung müßt Ihr im Landamt in der Countystadt Warren einregistriren lassen, wofür eine mäßige Gebühr zu entrichten ist. Meine Gebühr macht fünf Dollars.“

Peter bezahlte den Betrag. Dann lud er die Herren nach alter deutscher Sitte zu einem kleinen Trankopfer ein.

Er verbrachte recht vergnügt noch zwei Tage in New-York, wobei Kühn sein unzertrennlicher Begleiter war und sich's auf seine Kosten wohl sein ließ. Dann aber ließ es Peter Harms keine Ruhe mehr. Er wollte durchaus seine Farm aufsuchen.

Der freundliche Landsmann geleitete ihn nach dem Bahnhofe. Als der junge Mann mit dem Zuge nach Nordwesten abfuhr, blickte Martin Kühn ihm spöttisch nach, indem er murmelte: „Den da haben wir gehörig 'reingelegt.“

Peter Harms kam glücklich in der Countystadt Warren an, wo er sich nach dem Landbureau hinfragte, um die Einregistrierung vornehmen zu lassen. Der Beamte fand die Dokumente in Ordnung und erfüllte gegen die übliche Gebühr den Wunsch.

In der Stadt erfuhr Peter, daß er noch mit der Bahn weiter nach Süden fahren müsse.

So fuhr er denn ab und stieg auf der zweiten Station aus. Es war da eine kleine Ortschaft mit einigen Duzend Häusern. Einen Deutschen konnte Peter dort nicht auffinden.

Endlich entdeckte er einen alten Schmied, der das barbarische Pennsylvanisch-Deutsch-Englisch sprach. Dieser erklärte ihm, daß Blumenau im Hopedale noch reichlich sechs englische Meilen entfernt zwischen den steinigten Hügeln liege.

Ein Junge wurde herbeigerufen, der sich erbot, für einen halben Dollar den Fremdling nach Blumenau zu führen.

Zuerst schritten die Beiden vorwärts auf einem schlechtgebahnten Wege. Die Ländereien rechts und links davon waren angebaut, schienen aber keinen guten Boden zu haben. Die Farmhäuser sahen recht armselig aus.

Der gebahnte Weg hörte bald ganz auf; man sah nur hin und wieder eine Radspur. Endlich kamen die Beiden im Hopedale an, wo es recht wild aussah, zumal bei dem trüben, etwas regnerischen Wetter. Viel Buschwerk und wenig mageres Gras, der Boden vielfach steinig und jedenfalls recht unfruchtbar. Man sah da, in Nähe und Ferne zerstreut, ein Duzend schlechte Blockhäuser oder vielmehr Hütten, meist im Zustande des Verfalls. Nur aus dem Rauchfang eines Häuschens stieg eine schwache Rauchsäule in die Luft. Die anderen Hütten sahen wie ausgestorben aus.

Das war also das amerikanische Blumenau! Wie verschieden von dem traulichen deutschen Blumenau daselbst! Der Junge blieb vor der aller schlechtesten windschiefen Blockhütte stehen. „Ettlinger's Farm!“ rief er. Dann brach er in ein lautes Gelächter aus und lief davon, nachdem er seinen halben Dollar empfangen hatte.

Peter Harms betrachtete mit keineswegs freudigen Gefühlen sein Besitzthum. Sein erster Gedanke war Rache an dem Landagenten und dem freundlichen Landsmann.

„Ich bin jämmerlich beschwindelt worden,“ murmelte er zornig. „Ein erbärmlicher Schafstall ist das Blockhaus, der Schuppen dabei gleicht einer Hundehütte, wüßt und steinig ist der kleine Krautgarten und Acker beim Hause. Hier werden nicht viele Kartoffeln wachsen, glaube ich. Die beiden Fensterchen haben keine heile Scheibe mehr. Und wo ist der schöne artesische Röhrenbrunnen? Ich sehe gar keinen. Das ist doch ein offener Betrug!“

„Darin irt Ihr Euch, Landsmann,“ sprach eine Bassstimme hinter ihm. „Der artesische Brunnen ist wohl vorhanden; er hat aber kein Wasser.“

Ueberrascht wandte Peter sich um und sah einen in grobe Stoffe gekleideten, gutmüthig aussehenden bärtigen Mann von etwa vierzig Jahren vor sich.

„Ich heiße Konrad Böhm,“ sagte derselbe, „betreibe Schäferei und lebe hier ziemlich zufrieden mit meiner Frau und zwei Söhnen. Bin der einzige von den vierzehn badischen Kolonisten, der's bis jetzt noch ausgehalten hat in Blumenau.“

„Und wo sind die Anderen geblieben?“

„Nach Wisconsin sind sie gezogen.“

Peter erzählte nun, durch welches Verhängniß er dazu gekommen sei, die Ettlinger'sche Farm zu kaufen für achthundert Dollars.

Da lachte der Schäfer und sagte: „Ich habe hier zwölf verlassene Farmen zum Verkauf im Auftrag; Ihr hättet jede davon für hundert-fünfzig Dollars kaufen können.“

„Ich bin also richtig beschwindelt worden.“

„Ohne Zweifel. Ebenso wie wir vierzehn Badener damals beschwindelt wurden. Es gibt noch viel schlechtes, werthloses Land in abgelegenen Gegenden der Oststaaten, viele tausend Acker, welches gewissenlose Spekulant zu Spottpreisen aufkaufen und mit ungeheurem Profit harmlosen Einwanderern aufhängen.“

„Die Kerle sollten vor's Kriminalgericht.“

„Unmöglich. Denn es ist ja Alles nach den gesetzlichen Erfordernissen hergegangen. Wir wollten auch damals dem Clemens an den Kragen und begaben uns zu dem Zwecke nach New-York; es ließ sich aber nichts gegen ihn machen. Er erbot sich, uns die Ländereien im Hopedale nebst den darauf errichteten Farmhäusern für den zehnten Theil des früheren Preises wieder abzunehmen; darauf ließ sich aber nur Ettlinger ein; die Anderen wollten es nicht. Nun sind sie also in Wisconsin, wo sie zwar

gutes Land haben, aber auch schwere Schulden und Lasten. Ich blieb hier, denn mir gefällt dies einsame Thal. Ich betreibe Schäferei mit ziemlichem Erfolg und möchte Euch anrathen, dasselbe Geschäft anzufangen. Seht, dort hinter der Hügelkette im Süden ist die pennsylvanische Petroleumregion. Dort gibt's schwerreiche Leute. Ich treibe zuweilen Hammel, Schafe und Lämmer dorthin und verkaufe sie mit Profit an die Schlächter in Titusville."

"Schön!" rief Peter. "Ich glaube, ich werde Euren Rath befolgen. Habe ich mir diese böse Suppe eingebracht, so muß ich sie ja nun auch ausessen. Aber wo ist denn eigentlich der artesische Brunnen?"

"Dort."

Beide gingen einige Schritte abseits. Der Schäfer wühlte in einem Wust von Unkraut umher und brachte so ein eisernes Rohr zum Vorschein, das oben mit einem dicken Holzteil verschlossen war. Es ragte etwa einen Fuß aus dem Erdboden hervor.

"Wir haben im Thale nur schlechtes Wasser aus einem Bache, eine halbe Meile von hier; im heißesten Sommer versiegt der Bach zuweilen, auch ist das Wasser mitunter übelriechend," erklärte der Schäfer. "Ettlinger wollte gern gutes Quellwasser haben und ließ bohren bis zu siebenzig Fuß Tiefe. Leider wurde keine Wasserader getroffen. Da verlor er den Muth; auch wurde ihm das Geld zu knapp; so hörte das Bohren auf. Der Brunnenmacher meinte freilich damals, daß bei beharrlicher Weiterarbeit eine ergiebige Wasserader hätte erreicht werden können."

Konrad Böhme lud den neuen Bekannten, nachdem dieser mit Schaudern das gänzlich verwahrloste Innere seines Blockhauses gemustert, zum Mittagessen ein. So lernte Peter sogleich die Frau des Schäfers kennen und auch dessen Söhne, muntere gesunde Jungen. Diese Familie schien also doch einigermaßen zu gedeihen in dem wilden einsamen Hopedale. Für ein Billiges begab er sich bei den wackeren Leuten vorläufig in die Koft.

Nachdem dies geschehen war, gerieth er auf den Einfall, den artesischen Brunnen tiefer bohren zu lassen, um Trinkwasser beim Hause zu bekommen. Der Brunnenmacher in Warren war ein Amerikaner von der ehrlichen Art.

Das Bohren oder vielmehr das Hineinstoßen der eisernen Röhren begann. Nach einiger Zeit war das Bohrloch von siebenzig auf hundertvierzig Fuß Tiefe gebracht, aber keine Wasserader wurde erreicht. Nur noch ein einziges Rohr war übrig.

Peter, der mit dem Schäfer dabei stand, fraute sich enttäuscht hinter dem Ohr.

"Nun, das letzte Rohr," sagte er. "O, du verwünschter schöner artesischer Brunnen, womit ich so gräßlich beschwindelt worden bin!"

Das Rohr wurde aufgesetzt, und man fing an, es niederzustößen. Zuerst ging's sehr langsam hinab. Offenbar war da jetzt ganz unten in der Tiefe eine sehr harte steinige Erdschichte zu durchbrechen.

Endlich stieß das oberste Rohr zur Hälfte im Erdboden. Da — ein tüchtiger Stoß und es sank plötzlich um einen halben Meter tiefer. Und da kam's heraus, sprudelnd, zischend: eine Fontäne, die zwanzig Fuß hoch in die Luft stieg.

"Hurrah, da ist's endlich!" schrie der Schäfer.

"Teufel, das Wasser riecht aber nicht gut!" brummte Peter unzufrieden. "Und wie schmutzig grünlich-gelb sieht's aus!"

"Bester Herr, ich gratulire zu diesem unverhofften Glücksfall," sagte der Brunnenmacher. "Das ist kein Wasser, das ist Petroleum. Diese mächtige Erdölquelle mag vielleicht eine halbe Million Dollars werth sein."

Peter begriff sein Glück. Und es wurde ihm auch klar, daß er gar nichts weiter dabei zu thun, sondern nur ruhig abzuwarten brauche.

Um das Petroleum nicht nutzlos wegschleusen zu lassen, wurde die Rohrmündung einstweilen sorgsam verschlossen. Die Nachricht von der Entdeckung der reichen Erdölquelle verbreitete sich rasch. Die Zeitungen brachten darüber Berichte; an der New-Yorker Börse wurde man darauf aufmerksam. Schon nach wenigen Tagen wimmelte es im Hopedale von Spekulanten, die sich nach den Besitztiteln erkundigten.

Konrad Böhme hatte an seine früheren Kolonien-Genossen geschrieben, die eilends zur Stelle kamen. Alle verkauften nun höchst vortheilhaft ihre Ländereien im Hopedale an die Spekulanten. Das meiste Geld aber erhielt Peter Harms, denn er hatte ja schon eine Delquelle aufzuweisen, die mächtig emporstieß, wenn man das Bohrloch öffnete. Die Vertreter eines New-Yorker Kon-sortiums boten ihm vierhunderttausend Dollars für sein Grundstück. Er nahm dies Gebot an, erhielt das Geld und kaufte gute Wechsel auf Hamburg. Denn er wollte zurück nach seiner Heimath. "Vielleicht bin ich nun dem biedererenasmus Wenk gut genug für die schöne Magdalene," dachte er.

Nicht im Zwischenbeck, sondern als Kajütenpassagier machte er die Rückfahrt über den Ozean.

Großes Aufsehen erregte Peter's Ankunft im Heimathsdorfe, besonders als man erfuhr, auf welche wunderbare Art er in so unglaublich kurzer Zeit in Amerika ein schwerreicher Mann geworden sei.

Als erasmus Wenk besuchte und abermals um Magdalene anhielt, da hatte die Sache nun freilich ein ganz anderes Aussehen. "Sollst meine Tochter haben, lieber Peter," sagte schmunzelnd der Bauer. "Aber Hader sei ver-gessen! Aber gut war's doch, daß ich Dich das erste Mal abbilden ließ, denn sonst wärest Du nicht nach Amerika gekommen und hättest also auch nicht die Petroleumquelle gefunden."

Peter Harms kaufte ein großes Herrschaftsgut nahe beim Dorfe Blumenau und lebte fortan als Gutsbesitzer mit seiner Magdalene glücklich und zufrieden.

Ein halbes Jahr war seit der Hochzeit ver-gangen, da erhielt er einen Brief aus Amerika von seinem wackeren Freunde Konrad Böhme, der unter Anderem schrieb: "Mit der Petroleum-gewinnung im Hopedale ist's bisher nicht gut gegangen. Mehr Delquellen konnten nicht er-bohrt werden, trotz aller kostspieligen Versuche. Und Deine herrliche Delquelle lief nur vier Monate lang; dann versiegte sie plötzlich und war nicht wieder in Gang zu bringen. Großer Krach also im Hopedale! Viel Kapital geht dort verloren. Die Spekulanten sind in nicht ge-ringer Bestürzung. Von Dir aber, lieber Peter, spricht man hier zu Lande nur sehr hochachtungsvoll. Die Leute halten Dich nicht mehr für einen Einfaltspinsel, sondern vielmehr für einen ganz ausgezeichneten Schlaupkopf, weil Du damals so pfiffig mit dem besten Profit davon gingst."

Peter las den Brief seiner Frau vor und sagte dann lächelnd: "Ja, ja, so wunderbar geht's in der Welt, liebe Lene. Wenn ein Mensch durchaus Glück haben soll, so kann er gerne 'mal einen richtigen dummen Streich machen; das thut dann gar nichts; im Gegentheil, es führt gerade zu seinem Glück."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Geschäftsbuch der Giftmischerin. — Ver-brecher lieben es bisweilen, über ihre Missethaten Buch zu führen, und häufig schon haben solche Auf-zeichnungen, sobald sie in die Hände der Behörden fielen, nicht bloß so manchen Schuldigen der strafenden Gerechtigkeit überliefert, sondern auch für Schuldlose üble Folgen nach sich gezogen.

Auch die berühmte Voisin, eine Wahrsagerin in

Paris, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ihr nichtswürdiges Gewerbe trieb und endlich, als Giftmischerin entlarvt, im Jahre 1680 die große Zahl ihrer Morde auf dem Scheiterhaufen büßte, hatte ein Buch hinterlassen, in welches die Namen aller der Personen eingetragen waren, welche bei der Sühne, von deren Kunst, Voraussicht und Gefälligkeit das ganze damalige Paris die höchste Meinung hatte, sich Auskunft und Rath's erholt hatten.

Entsetzt erregte die Kunde vom Auffinden dieses Geschäftsbuches der Voisin in allen Kreisen der Pariser Welt, zumal der König gelobt hatte, den Gerichten bei Verfolgung der Missethätigen freien Lauf zu lassen und Niemand zu begnadigen. Sonach konnte es um jene Zeit für eine Pariserin oder einen Pariser kaum eine größere Bestürzung geben, als wenn es hieß, daß auch ihre Namen im Buche der Voisin ent-halten seien.

Es ist selbstredend, daß diese so erklärliche Furcht bei Aengstlichen von Betrügnen zu Erpressungen und von Spottvögeln zu anderen Zwecken ausgenutzt wurde, wenn schon es auch Personen geben mochte, welche die Voisin nicht gerade in einer verbrecherischen Absicht besucht hatten.

Unter anderen stand auch der Name einer sehr angeesehenen, aber völlig schuldlosen Dame auf der ge-fürchteten Liste der Giftmischerin. Ihr eigener Gatte machte der Dame diese Mittheilung, und zwar in einem Ton, der ihr wie ein zweischneidiges Schwert in's Herz drang. Die Aermste hielt sich für verloren, jedes Geräusch erschreckte sie; denn ihre erregte Phan-tasie zauberte ihr jeden Augenblick die Schergen der heiligen Hermandad in allen Gestalten vor, wie sie kamen, sie fortzuschleppen in den Kerker.

So vergingen der Bemitleidenswerthen entsetzliche Tage des Bangens. Da ließ eines Morgens ein Mann sich melden, den ihre Diener nicht kannten und der unbedingt die Frau des Hauses sprechen wollte.

"Sein Name?" fragte die Zitternde, und die Ant-wort war: "Desgrais."

Die Dame erlebte, stürzte zur Thür und ver-schloß sie in ihrer Todesangst. Dann warf sie sich ihrem Gemahl zu Füßen, umklammerte seine Kniee und flehte ihn an, er möge ihr das Leben retten.

"Es ist ja wahr," bekannte sie schluchzend, "ich bin bei der Voisin gewesen, aber nur ein einziges Mal; ich bat sie nur, meine Schönheit und damit Deine Zuneigung mir zu erhalten."

Der Gatte, gerührt von dem Geständnisse der Un-glücklichen, richtete sie auf und suchte sie zu beruhigen; allein der fürchterliche Desgrais stand noch immer draußen, pochte an die Thür und erklärte laut, er lasse sich nicht abweisen. Und den Namen Desgrais fürchtete in jenen Tagen vor Allem das schöne Ge-schlecht im großen Seinebabel; denn Desgrais war einer der gewandtesten Geheimpolizisten, dem es auf Grund des Buches der Voisin bereits gelungen war, durch List und Verschlagenheit viele schöne Verbreche-rinnen abzufangen.

Was war da zu thun? Schon war die beklagens-werthe Frau in ihrer Verzweiflung an's Fenster ge-eilt, entschlossen, sich lieber hinaus auf das Pflaster zu stürzen, als sich dem fürchterlichen Desgrais zu ergeben. Mit Mühe gelang es dem Gatten, sie davon abzuhalten und die Halbohnmächtige in einen Kofen zu sperren.

Jetzt schritt er zur Thür, öffnete dieselbe, ließ den Gefürchteten eintreten und fragte nach seinem Be-gehr. Da überreichte der Mann eine Rechnung und erklärte, er sei vom Diener schon einmal abgewiesen worden, könne aber nicht länger auf Bezahlung warten. Wie von einer drückenden Last befreit, bezahlte der Hausherr sogleich die Rechnung, und der ungehobene Mahner quittirte und unterschrieb mit den Worten: "Desgrais, Mehrländler."

So war die Aermste mit dem Schrecken davon-gekommen.

Anders erging es der Frau Philibert, vermitt-meten Brunet, welche das Buch der Voisin dem Galgen überlieferte, und deren Schicksal als Spiegel- und Sittenbild des damaligen Paris dienen mag.

Zwei ausgezeichnete Flötisten, Philibert und Cateaux, waren um jene Zeit in ganz Paris und selbst bei Hofe sehr beliebt, und was ein besonders günstiges Licht auf ihren beiderseitigen Charakter wirft, das war ihre völlige Neidlosigkeit aufeinander und ihre aufrichtige Freundschaft.

Philibert hatte sich auch die Gunst eines reichen Bürgers Namens Brunet in so hohem Maße er-worben, daß dieser seine einzige Tochter, ein noch sehr junges, unscheinbares Mädchen, aber einstige

Erbin eines bedeutenden Vermögens, mit dem stattlichen Flötenpieler verlobte. Auch Frau Brunet, eine schmucke, angehende Vierzigerin, war nicht blind gegen die Vorzüge ihres künftigen Schwiegersohnes und stellte unwillkürlich Vergleiche an zwischen diesem und ihrem ältlichen, spießbürgerlichen Chemann, die natürlich sehr zu Ungunsten des Letzteren ausfielen. Nun verglich sie auch ihre eigene werthe und lebenslustige Person mit ihrer blassen, kaum erwachsenen und unbeholfenen Tochter, und dieser Vergleich fiel zu ihren Gunsten aus. Dann schloß sie sehr richtig, daß Philibert's Neigung weniger der Tochter, als der großen Erbschaft Brunet's galt.

Räumte sie diesen Magnet und ihren Gatten hinweg, so mußte Philibert, daran zweifelte sie nicht, ihr selbst seine Zuneigung zuwenden.

Madame Brunet machte deshalb insgeheim der Visin ihren Besuch und erkundigte sich bei derselben, wann wohl ihr lieber Gatte das Zeitliche segnen würde. Die Sibylle lächelte bedeutsam, und schon nach wenigen Wochen weilte Herr Brunet nicht mehr unter den Lebenden; ein „Schlagfluß“ hatte ihn weggerafft.

Philibert bezeugte seine Theilnahme an dem plötzlichen Tode Brunet's, bemerkte jedoch, so oft er das Trauerhaus betrat und von der Braut redete, eine sonderbare Kälte im Benehmen der Wittve, andererseits entgingen ihm deren Seufzer und bestrichende Blicke nicht. Er sann nach über die befremdliche Erscheinung im Betragen der künftigen Schwiegermutter, und bald fand er eine ihrer gefälligen Vertrauten, welche ihm das Räthsel löste und ihm erklärte, wie sich die Verhältnisse des Hauses Brunet geändert hätten. Jetzt, bemerkte die Vermittlerin, seien zwei heirathsfähige Damen im Hause vorhanden, und die gute bürgerliche Sitte gebiete ihm, der Erwachsenen und nicht dem Kinde die Hand zu reichen. Nichts konnte Philibert, dessen Auge stets mit Wohlgefallen auf der Mutter geruht, erwünschter kommen, als diese Eröffnung, und mit diesem Tausche überaus zufrieden, heirathete er die lebenslustige Wittve, während die blasse Tochter in einem Kloster Aufnahme fand.

Das Philibert'sche Ehepaar lebte nun mehrere Jahre fröhlich und wohlgenuth in Wohlstand und Ueberschuß, als plötzlich das Buch der Voisin ihrem Wohlleben ein schnelles Ende bereitete. In diesem verhängnißvollen Buche fand man nämlich auch den Namen „Madame Brunet“ verzeichnet, und das genügte, gegen Letztere die gerichtliche Untersuchung einzuleiten. Sie wurde überführt, die Voisin zur Vergiftung ihres ersten Gatten bewogen zu haben, und büßte ihr Verbrechen am Galgen. Aber auch Philibert selbst vermochte die Gunst des Königs nicht vor dem hochnothpeinlichen Halsgericht zu schützen. Seine Freunde fürchteten für sein Leben und ratheten zur Flucht, da ihn der König insofern seines Gelübdes im Falle seiner Verurtheilung nicht begnadigen könne. Philibert's Freund, Cateaux, erbot sich sogar, ihn auf seiner Flucht zu begleiten, und stellte ihm vor, daß sie Beide durch ihre Kunst im Auslande reichen Erwerb finden würden. Allein Philibert beharrte im Bewußtsein seiner Unschuld darauf, dem Rechte

seinen Lauf zu lassen. Und er täuschte sich nicht. Sein Prozeß endete mit einer völligen Freisprechung.

Indeß mag, wenn schon Philibert mit dem Leben davonkam, doch neben vielen Schuldigen auch mancher Unschuldige ein Opfer jenes peiniglichen Tribunals, der berühmten *Chambre ardente*, welches das Giftmischergezücht so ziemlich austrotzte, geworden sein, das aus der Schule einer *Marquise de Brinvilliers*

seiner Zeit vielgenannten Regentkaiser von Haiti, der ein großer Verehrer Napoleon's war, erzählte man sich Folgendes als charakteristisch für seine kindische Nachahmungsmuth seines Vorbildes. Er heftete nämlich, wie dieser, die von ihm verliehenen Orden seinen Unterthanen eigenhändig an und erregte hierdurch oft den lebhaften Unwillen der letzteren, denn da dieselben ziemlich wenig bekleidet waren, heftete er ihnen die Orden mittelst einer Nadel bisweilen auch einmal auf ihre unbekleidete Heldenbrust. — dn —

Die Tonne eines
Bauernhauses auf
Mönchaut.

(Mit Abbildung.)

Die Gehöfte auf Mönchgut, einer großen Halbinsel im Südosten der Insel Rügen, zeigen sämtlich die Form des niedersächsischen Bauernhauses, das alle Wirtschaftsräumlichkeiten unter einem Dache vereinigt. Der Grundriß ist dreieckig. In der Mitte der Giebelseite ist die Einfahrt, die unmittelbar auf die geräumige Tenne oder Diele (siehe die Abbildung) führt. Ihr Boden ist aus gestampftem Lehm hergestellt; hier wird von der Hausfrau und den Mägden gesponnen und gewebt und in einem abgetheilten Vorraum das Futter für das Vieh geschnitten. Zu beiden Seiten stehen die Kühe und Pferde, mit den Köpfen der Tenne zugekehrt.

Ueber der Tenne, den Viehständen und sonstigen Räumen wird bis zum Dachfirst hinauf die Getreide- und Wohnräume befinden in den Seitenabtheilungen der Tenne.



Die Tenne eines Bauernhauses auf Mönchgut.

und der Wahrsagerin und Giftmischerin Boisin hervorgegangen war. [C. R.]

Nachahmungssucht. — Von Soulouque, dem

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 26.

Zahlen-Räthsel.

	7	10	13	
11				10
7		12		7
10				7
	12	4	6	

Die leeren Felder der vorstehenden Figur sind mit den Zahlen 4, 4, 4, 5, 6, 6, 8, 8, 9, 10, 10, 10 in der Weise zu besetzen, daß die Summe jeder waagerechten, jeder senkrechten und jeder der beiden Diagonalreihen = 40 beträgt. Wie kommen die Zahlen zu stehen. (NB. Es sind mehrere richtige Lösungen möglich.)

Auflösung folgt in Nr. 26.

Logogriph.

Zu Theil werd' ich nur höchster Würde,
Ein Glanzes Sinnbild, heu's auch Bürde.
Versezt in der Mitte du zwei Zeichen,
Wirst eine feste Stabt in Preußen du erreichen.
Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung des Homonymis in Nr. 24:
Granaten.

Alle Rechte vorbehalten.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 24:
Es hat kein Unglück so lange gewährt, es hat doch endlich aufgehört.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., Thorn.
 Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
 und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
 in Stuttgart